

und gemeinsamer Freude². „Selig das Volk, das Dir zu jubeln weiß“, singt der 88. Psalm. Das ist ein Zeichen religiöser Gesundheit. Große, strahlende Freude tut uns so not wie die Sonne. Es stehen zu viel Sorgenfalten auf unserer Stirn. Gott hat mehr Ehre davon, wenn wir uns nicht so schrecklich ernst nehmen und im Vertrauen auf seine Weltregierung und Heilsordnung mitspielen, wenn unsere Brüder ein solches Fest feiern. In München ist mehr als ein Spiel. Oder wenn man will: es ist ein Spiel; aber ein erhabenes, das in Wahrheit vor unserm Gott stattfindet und in dem mitzuwirken Ehre, Gnade und Freude bedeutet. Alle wollen wir dabei sein, persönlich oder doch mit dem Herzen. Christus, der Herr, ist in dieser eucharistischen Feier bei uns. Er opfert sich dem Vater für das Heil der Welt. Er ist unsere Speise und erfüllt uns mit der Kraft seiner Freude. In seiner Liebe erleben wir, was Kirche heißt: die große Brüderlichkeit, die die Welt umspannt.

Wir freuen uns auf die Brüder, die von weither zu uns kommen. Es ist schön, daß wir ihnen durch die Tat beweisen können, wie sehr uns ihr Kommen freut (und es ist schön, daß die evangelischen Christen die Sorgen der Gastfreundschaft mit uns teilen). München und das katholische Deutschland stehen in Erwartung. Wir entbieten allen Kongreßteilnehmern einen frohen Willkommensgruß. Möge der Münchner Kongreß ihnen ein reiches Erleben schenken. Wir haben im Anschluß an Römer 1, 11 die feste Zuversicht, daß es Tage gegenseitiger Bereicherung sein werden im Austausch des gemeinsamen Glaubens.

Über Hymnen und Sequenzen

EIN VERSUCH, SIE EINZUDEUTSCHEN

LUDWIG FRIEDRICH BARTHEL

Seit die Renaissance den Menschen „entdeckt“ hatte, erglänzten die Genies: außerordentliche Künstler, Musiker, Dichter, oft stöhnend unter ihrer Berufung, in der Verkennung nicht weniger mächtig als im Ruhm. Auf ihren persönlichen Duktus erpicht, stießen sie sich in der Regel voneinander ab, jeder Wiederholung feind, immer die Furcht des Epigonentums im Rücken und zum Letzten getrieben durch die Hoffnung auf Unsterblichkeit ihres

² Vielleicht fällt uns Deutschen dieses „Loslassen“ besonders schwer. Goethe wenigstens hat sich über seine steifen, unbeweglichen Landsleute geärgert und ihnen zugerufen: „Ei so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen!“ (Zu Eckermann 6. Mai 1827.)

Namens. In Kleist etwa brannte diese Leidenschaft, sich auszuzeichnen. Das noch so erstaunliche Ich findet kein Genügen in der eigenen Gegebenheit, sondern braucht die Welt, die sich ihm zumeist versagt und dann ein Kerker wird, gegen dessen Wände es hilflos anrennt.

Die Epoche der Genies geht, wenn nicht alles täuscht, zu Ende. Gottfried Benn schrieb die verdrossene Elegie des Abräumens, und kleinere Dämonen machen es sehr durchschaubar:

„erst letzt das erste
letzt das erst letzte
das erst letzt erste“ oder tiefer dunkel:

„das Schwergewicht liegt
abseitig auch Du
Demnach gibt es verschiedene Fragen
im Bereich der Teilweisen
etwa die Unterbrechung des Sandflugs ...“

Keine Hymne und Sequenz des Mittelalters entstand im Zeichen des Genies. Der heilige Ambrosius (gest. 397) gilt als Initiator der lateinischen Hymnendichtung, die Sequenzen gehen auf Notker den Stammler (gest. 912) zurück. Weder der eine noch der andere wollte durch Gedichte unter den Menschen unsterblich werden. Sie dienten beide Gott; ob er sie nach dem Tod zur Herrlichkeit oder zur Verdammung erwecke, war die Urfrage, der Urimpuls ihres Lebens, mithin auch ihres dichterischen Schaffens. Als sich der heilige Augustinus, ergriffen von den Gesängen des Ambrosius, bekehrt hatte, dankte er Gott, nicht etwa dem Autor: „Wieviel hab ich geweint in Deinen (Gottes!) Hymnen und Liedern, heftig bewegt von den Stimmen Deiner Kirche in ihrem süßen Laut.“ Ambrosius selbst rechtfertigte sich in einer Predigt: „Sie sagen, das Volk sei berückt von den Zauberweisen meiner Hymnen, und ich leugne das gewiß nicht ... Wettfeind sind alle dabei, ihren Glauben zu bekennen, wissen den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist im Liede zu verkünden. Nun sind alle Meister geworden, die kaum erst Schüler sein mochten.“ Sie sind Meister geworden, die Singenden, die im Lied Verkündenden, und eben dies war auch das Verlangen der Hymnendichter: Meister zu sein im Offenbaren der göttlichen Geheimnisse und im Lob der Vollkommenheit. Die Hymnendichter schließen einander nicht aus wie die Genies, sie scheuen die Wiederholung nicht, sie werden von keiner Furcht, Epigonen zu sein, umdüstert und erwarten sich keine Dauer ihres Namens: sie wirken das Große in Einfalt.

„Unsterblicher Weltschöpfer! Du
Befiehst der Nacht, befiehst dem Tag
Und wandelst ab die Zeiten, daß
Uns niemals Überdruß befällt.

Schon kräht, der einen neuen Tag
Verkündet und im Finstern noch
Aufpaßt und späten Wandrern als
Ein Licht glänzt — Nacht trennt er von Nacht.

Durch ihn getrieben, fegt den Plan
Des Himmels rein der Morgenstern
Und alles lichtscheu schweifende
Gesindel macht sich aus dem Staub . . .“

Sehr schlicht sind diese Strophen des heiligen Ambrosius gebaut, und seine Sprache hat nichts Besonderes außer: sie redet anschaulich, und sie betont gerecht. Wie eine kräftig erlebte Natur in den Raum des Gebetes und der Beschwörungen einbezogen wird und selbst der Humor mit Glück ins Spiel kommt, das gibt nun freilich doch jeder Zeile unseres Morgenliedes einen lautereren, einen dichterischen Glanz. Hymnische Stöße, die nach griechischer Art aus der Geheimnisgruft auffahren in den plötzlich erhellten Gott, begegnen uns weder bei dem Schöpfer der Hymne noch bei seinen Nachfolgern. Wir stehen im Raum der römisch-klassischen Überlieferung, im Raum der römischen Kirche und ihrer Liturgie. Da ist heilige Nüchternheit und in der Berauschung, wenn sie sich ereignen sollte, geistige Zucht, da ist Intuition und Schule, ist die Gemeinschaft der Dichtenden unter dem Stab Gottes:

„Nimm, Erde, den Menschen und heg ihn
Als Mutter im zartesten Schoße;
Dir gab ich sie gläubig, verwahr sie,
Die edelen Trümmer des Leibes.

Darinnen hauste die Seele,
Ein Atem vom Munde des Schöpfers,
Es hauste darinnen, durch Christus
Entfacht und gehütet, die Weisheit.

Den niedergelegten Körper,
Bedeck ihn! Einst ruft, sich erinnernd,
Der Künstler sein Werk auf, den Spiegel,
Den dunklen, der eigenen Züge.

Es kommen die rechtlichen Zeiten,
Da Gott, was verheißen ist, wahrmacht,
Zerspring dann und gib uns das schöne
Gebilde zurück — ich vertrau dir's.“

*Aus „Jam maesta quiesce querela“ des Aurelius Prudentius Clemens
(gest. nach 407).*

„Die Chöre der Engel frohlocken
Mit der ruhmvollen Jungfrau,

Die von keinem Manne
Wußte und doch den Sohn gebar,
Der mit seinem Blute
Unsre Welt von dem Tod erlöst.

Sie selber verspürt ein
Entzücken,
Sieht sie als Fürsten des Himmels
Nun jenen, der einstmals
Auf Erden
Ihre jungfräuliche Brust trank.“

*Aus „Congaudent angelorum chori“ Notkers des Stammlers
(gest. 912).*

„Daß die Welt erneuert ist,
Neue Freuden bringt es ein.
Mit dem auferstandnen Christ
Rührt und regt sich alles Sein.
Sie, die dienen: Wasser, Feur,
Luft und Land, spürn: Ungeheur
Bricht des Schöpfers Fest herein.

Fliegt die Sonne, frohbewegt,
Wird die Luft dahingefegt,
Wasser drängen, rasch erregt,
Doch die Erde ruht, umhegt.
Ob das Leichte frei entschwebt,
Lastendes nach innen strebt:
Jedes Ding wird neu belebt...“

Aus „Mundi renovatio“ des Adam von St. Victor (gest. 1192).

„Welt zerstiebt an jenem hohen
Tag des Zorns in Flammenlohen —
David und Sibylle drohen.

O das zittert, o das schwindet,
Wenn er kommt, der löst und bindet,
Wie er's im Gericht befindet.

Fremd von Grab zu Grab aus roten
Tuben dröhnt der Schall: Die Toten
Alle sind zum Thron entboten...“

Aus „Dies irae dies illa“ des Thomas von Celano (1190—1253).

„Dich zu grüßen, blutbeflecktes
Und mit Wunden überdecktes
Und mit Dornen hart bekröntes

Und mit Rutenstreich verhöhntes
Haupt, aus Mäulern gelb bespien.

Dich zu grüßen in dem lieben
Antlitz. Ach, was ist geblieben?
Es verdarb und gab sein Prangen
Hin. Mit kalkig grauen Wangen
Starrt, vor dem die Himmel knien . . .“

*Aus „Salve caput cruentatum“ des Arnulph von Loewen
(1200—1250).*

„Dies, erhabne Mutter: Präge
Fest den Schimpf mir und die Schläge
Des Gekreuzigten ins Herz.
Teile mit mir jene Plagen,
Die dein Sohn für mich getragen:
Seine Wunden, seinen Schmerz.

— — — — —

Mach mich wund von seinen Wunden,
Mach vom Kreuz der Todesstunden
Trunken mich, von Christi Blut.
In dem ewigen Gerichte,
Jungfrau, meine Sache schlichte,
Retterin vor Höllenglut . . .“

Aus „Stabat Mater dolorosa“ des Jakob von Todi (gest. 1306).

Stimmen, begnadete Stimmen, Synthesen von Schöpferkraft und Tradition. Es zeigt sich auch, daß die Strophe, die bei Ambrosius jugendlich schmal hervorgetreten war, zu ausdrucksvollen Figuren entwickelt wurde. Der Reim verknötet je drei Zeilen des Dies irae und hat in diesem Gedicht die Schärfe von Signalen, wie er etwa im Stabat Mater die Kreuzergriffenheit der Gotik aufnimmt und ihre rhythmische Bewegung durch seine Lautbilder mystisch färbt und akzentuiert. Mit einem so gereiften Instrument konnte Thomas von Aquin (um 1225—1274) an die Grenze des Sagbaren vorstoßen; denn das Geheimnis des Fronleichnam entzieht sich doch wohl fürs nächste dichterischer Aussage. Der heilige Thomas aber gedenkt ihr nichts zu ersparen, und wie schon Ambrosius durchs Lied das Volk zum Bekennen und Verkünden anhielt, so trägt er seinen Hymnen nicht nur die Motive des Abendmahls, sondern, wenn man will, auch die Dogmatik der Eucharistie auf. Trotzdem entsteht kein gelehrtes Schreibwerk, es erschallen Gesänge. Er hatte sich ermuntert:

„Was du kannst, getrau dich's! Gleichen
Wird dein Wort ihm nie, erreichen
Nie den Ruhm, der ihm gebührt . . .“

Und er getraute sich:

„Wer ihn nimmt, nimmt den all-einen,
Nie zerstörten, strahlenreinen,
Untrennbaren Christus wert.
Einer nimmt — ihn nehmen Scharen:
Doch er bleibt, wie viel's auch waren,
In sich selbst und unversehrt.“

Warum dies keine Dogmatik ist? Nicht nur der Sprache wegen, die mit ihrer klangsymbolischen Fülle ins Ohr geht, vor allem des Staunens wegen, das den Dichter ergriffen hat und nicht losläßt. Es tut den Fronleichnamshymnen keinen Abbruch, daß sie im Auftrag verfaßt sind; der Auftrag würde in das Herz des Aquinaten hineingeschrieben und entflammte es. Von diesem Augenblick an war er Dichter. Können wir uns vorstellen, daß Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer Gedichte geschrieben hätten, die diesen Namen verdienen und in Jahrhunderten nicht ermüden? Thomas von Aquin muß ein anderer Denker gewesen sein als sie. Er steht mit seinem Doppelvermögen auch nicht allein in den spätrömischen und mittelalterlichen Zeiten. Ambrosius war Kirchenlehrer und dann erst Dichter. Gregor der Große (um 540—604) war ein überragender Papst und dann erst Dichter. Dennoch, sein Abendlied ist mühelos schön und kindhaft:

„Bevor der Tag zu Ende geht,
Nimm an, o Schöpfer, mein Gebet
Und bleibe, immer warst du mild,
Auch fürderhin mir Schutz und Schild.

Hinweg, hinweg, du Traumgewühl
Und Nachtgespinnst, von meinem Pfühl!
Zähm, Herr, den Fürsten dieser Welt,
Damit kein Laster uns entstellt...“

Auch Rhabanus Maurus (um 776—856) war offenbar zunächst Gelehrter und dann erst Dichter. Aber sein „Veni Creator Spiritus“ wird nie vergehen:

„Komm, Schöpfer Geist, kehr bei uns ein!
Die Brust, die du geschaffen hast,
Beschenke sie mit aller Last
Der Gottesgnade, wir sind dein.

Bist Tröster, Paraklet genannt.
O Gunst, vom Höchsten zuerkannt,
O Lebensbrunn, der Liebe Band,
Inwendige Salbung, zarter Brand...“

Zur Akademie Karls des Großen zählte der gelehrte Bischof von Orléans Theodulph (gest. 821). Daß ihm pfingstlicher Geist nicht fremd war, bezeugen die Hexameter des Palmsonntags:

„Ruhm dir und Zuruf und Namen, o König Christus, Erlöser —
Kindliche Anmut empfing fromm mit Hosanna dich einst.

Israels König bist du und edelstes Reis an dem Stamme
David. Im Namen des Herrn kommst du, gesegnetes Haupt...“

Als führender Theologe des Franziskanerordens gilt endlich der heilige Bonaventura (gest. 1274). Durch das „Recordare sanctae Crucis“ tritt er gleichberechtigt neben einen Jakob von Todi oder Arnulph von Loewen:

„Blicke auf zum Kreuz! Vergebens
Dünkt Erfüllung dich des Lebens
Gaukeln zwischen Schein und Schein.
Mußt das heilige Kreuz durchdenken,
Immer tiefer dich versenken
Und es wird kein Ende sein.“

Nach diesen Hymnen und Sequenzen, ob sie der „Doctor angelicus“ oder ein vergessener Mönch schrieb, tragen wir heute Verlangen; wir haben am Ende der Neuzeit, am Ende der Geniezeit ein empfängliches Ohr für ihre überpersönliche Herkunft und Gestalt. Aber sie sind bis auf den Tag doch bloß demjenigen erschlossen, der sich in die lateinische Sprache eingelesen hat und nicht nur versteht, wovon die Rede ist, sondern auch den Zwischenton der Worte vernimmt. Allen andern muß ein Echoschall genug sein, womit sich die alte Frage aufwirft, ob und wie man die lateinischen Hymnen und Sequenzen ins Deutsche bringen kann, eine dringende, eine beängstigende Frage, soviel im einzelnen bereits geschah.

Das Lateinische ist lapidar. Die Versuchung liegt nahe, daß sich gerade der „anspruchsvolle“ Übersetzer um ein lapidares Deutsch bemüht. Eben dies halte ich für ungut; er scheitert an dem geselligen Kleinkram von Artikeln, Pronomen, Hilfszeitwörtern und Präpositionen, die nun einmal in das Gefälle unserer Sprache gehören und ihren natürlichen Umstand ausmachen, die vorbereiten, umspielen und just auch durch ihre Beiläufigkeit die wirklich tragenden Worte aufleuchten lassen, wie das unserm dynamischen Charakter (die Sequenz des Notker!) gemäß ist. Wir haben keinen Michelangelo, aber Matthias Grünewald, wir haben kein St. Peter, aber das Kleinod der Wieskirche. Wir sind in unserer Sprache weicher, inniger, individueller, als es die immer zum Bedeutenden geneigten lateinischen Dichter sind. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen, hieß darum im vorhinein: leise verwandeln, und zwar vom Plastischen weg auf das Malerische zu. Leise verwandeln; denn der Übersetzer ist ein Makler und muß gerecht

sein; er muß in Ambrosius den Ambrosius, in Thomas von Celano den Thomas von Celano, in dem Aquinaten den Aquinaten lieben, dann kommt von selbst in seinen Wortlaut ein Anflug des Originals. Durch stilkritische Untersuchungen ist noch niemand schöpferisch geworden, und den Wert einer Übertragung macht es nun einmal aus, ob sie den Atem *unserer* Sprache hat und ob sie ohne Entschuldigung, wie schwer es sei, Rhythmus und Reim und Prägnanz der Vorlage wiederzugeben, als dichterisch empfunden wird. Der Lateiner hat seine Mittel, wir haben die unseren. Das „Tantum ergo sacramentum / Veneremur cernui“ ist für alle Zeiten gefügt. So liegen die Quadersteine früher Kirchen aufeinander; es gibt nichts zu rücken. Wenn Friedrich Wolters formt:

„Also laßt dem Sakramente
Uns in tiefer Ehrfurcht nahn...“,

muß man ihn nicht tadeln, weil er neun Worte braucht statt der fünf des heiligen Thomas; was man Wolters dagegen vorwerfen könnte, ist die Wendung: „laßt ... uns in tiefer Ehrfurcht nahn...“ Cernuus heißt „kopfüber“. Und vielleicht sollte auch „tantum“ nicht ausgelassen werden; es steht wie ein Paukenschlag am Eingang der Strophe. Wolters ist kein beliebiger Übersetzer, und ich würde mich schämen zu behaupten, so wie ich es gemacht hätte, sei es nun ein für allemal. Diese zwei Zeilen sollen lediglich klarstellen, weshalb es in der Tat eine beängstigende Frage ist, ob und wie man lateinische Hymnen und Sequenzen ins Deutsche bringen könne, und daß es lateinische Gnaden gebe, die uns vorenthalten blieben, wie es auch deutsche Gnaden gibt, die sich gegen die Sprache Ciceros sperren. Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ läßt sich, vielleicht, im Italienischen glimpflich nachahmen, schon das bloße „supra“ wäre dagegen zu laut, zu massiv; in „Wanderers Nachtlied“ wird geflüstert.

„Splendor paternae gloriae,
De luce lucem proferens,
Lux lucis et fons luminis,
Dies diem illuminans...“

Wenn ich mir diese Verse des heiligen Ambrosius anschaulich machen will, denke ich an die Fassade von San Miniato und an den Glanz ihres Marmors, vor dem die Augen beinahe blind werden. Wir können diesen Glanz nicht verdeutschen, und es ist mir sehr bewußt, daß ich „Splendor paternae gloriae“ um die römische Phalanx brachte, als ich übertrug:

„In dir malt sich des Vaters Ruhm;
Aus Licht bringst du das Licht hervor,
Du Licht des Lichts, du Strahlengrund,
Du Tag, der unsren Tag erhellt...“

Es geschah nicht in irgendeiner Verlegenheit, sondern nach lyrischem Da-

fürhalten, und ich habe wohl auch keine Begründung außer der Zustimmung des Ohrs. Man müßte verbieten zu übersetzen, fände sich ein gestreckterer Weg, die Wucht von Dies irae einem jeden Deutschen, der sie hören will, zu verkünden und jeden wenigstens ahnen zu lassen, was Thomas von Aquin in das Tantum ergo sacramentum hineinsprach. Unter solchen Einsichten lege ich meine Versuche vor, und ich heiße sie nicht selbstgefällig Versuche, sondern weil es keine Quadratur des Kreises und ebensowenig einen deutschen Prudentius, einen deutschen Adam von St. Victor, einen deutschen Jakob von Todi gibt. Was es gibt, sind Annäherungen; auch sie verdienen, daß man um sie ringt.

Lauda Sion Salvatorem

Den Erlöser, Sion, preise
Mit Gedicht und Jubelweise
Ihn, den Hirten, der dich führt.
Was du kannst, getrau dich's! Gleichen
Wird dein Wort ihm nie, erreichen
Nie den Ruhm, der ihm gebührt.

Brot, das wir mit Dank erheben,
Wie es lebt und neues Leben
Stiftet, sollt ihr heute schaun.
Daß es Jesus in dem Saale
Den zwölf Jüngern gab zum Mahle,
Ist der Grund, auf den wir baun.

Lasset jubeln, lasset schallen
Euer Lob! Gott zu Gefallen
Stimmt rein den Psalter an:
Heute feiern wir, gedenkend
Froh des Tags, da Er, sich schenkend,
Diesen Ostertisch begann.

Neuen Königs Liebeseinung,
Neues Ostern neuer Meinung
Schließen ab den alten Bund.
Neues folgt verbrauchten Zeiten,
Wahrheit scheucht die Dunkelheiten,
Morgen steigt aus finstrem Grund.

Was er selbst beim Mahl vollbrachte,
Christus uns als Werk vermachte,
Zu erinnern seinen Tod.
Wie es heilige Norm beteuert,

Wird das Opfer nun erneuert,
Das im Wein und das im Brot.

Nach des Glaubens Zeugnis wandelt
Sich das Brot zu Fleisch, es wandelt
Sich zu Christi Blut der Wein.
Nicht verstehst du's, kannst's nicht schauen,
Doch lebendiges Vertrauen
Stärkt uns, wider allen Schein.

Dinge bergen sich, erlesen,
Unter dem zutiefst im Wesen
Einigen Gestaltenpaar.
Fleisch zur Speise, Blut zum Tranke,
Doch in beiden ohne Schranke
Bringt sich ganz der Christus dar.

Wer ihn nimmt, nimmt den all-einen,
Nie zerstörten, strahlenreinen,
Untrennbaren Christus wert.
Einer nimmt — ihn nehmen Scharen:
Doch er bleibt, wie viel's auch waren,
In sich selbst und unverehrt.

Gute nehmen ihn und Böse,
Nicht zum nämlichen Erlöse:
Dieser lebt und jener stirbt.
Frevlern Tod, Gerechten Labe —
Sieh, wie man mit gleicher Gabe
Welchen Unterschied erwirbt!

Vor gebrochnem Sakramente
Steh zum Glaubensdokumente:
Alles wohne im Fragmente,
Was dem Ganzen innewohnt.
Nicht das Wesen wird zerspalten,
Brechen zwar die Brotgestalten,
Der Bezeugte ist erhalten:
Christus lebt und Christus thront.

Jauchzt: das Brot der Engelscharen
Nährt uns, die vorüberfahren;
Brot der Söhne, die's bewahren,
Werft's nicht vor die Kreatur.
Bilder deuten hin: Da gehet
Isaak zum Altar; da stehet

Zart das Osterlamm, da wehet
Manna über Feld und Flur.

Guter Hirt, Brot, wahres, schenke
Uns Erbarmen, Jesu, lenke
Unsren Schritt, auf Rettung denke
Für uns, in dein Heil versenke
Uns, die wandern auf der Welt.
Wissen, Macht sind dir gegeben,
Der uns weidet hier im Leben,
Wollst uns einst zu dir erheben,
Daß wir dort, Miterben, schweben,
Heiligen Bürgern zugesellt.

Thomas von Aquin

Pange lingua gloriosi corporis mysterium

Das Mysterium, ihr Zungen,
Diesen Leib rühmt immerdar,
Dieses edle Blut, entsprungen
Christo, der ein König war,
Blut, als Heil aus ihm gedrunken,
Den der liebste Schoß gebär.

Uns geschenkt, für uns empfangen
Von der Jungfrau, unversehrt,
Ist er Weg und Steg gegangen,
Hat er lautres Wort gelehrt
Und der Welt noch vor dem bangen
Tod dies Sakrament beschert.

Bei dem letzten Abendmahle
Aß, wie das Gesetz sie band,
Mit den Jüngern in dem Saale
Er das Lamm, dann, eigner Hand,
Gab den Zwölfen er zum Mahle
Hin sich selbst zum Unterpfund.

„Und das Wort ward Fleisch“: Durch seinen,
Christi, Namen folgt aus Brot
Leib des Herrn, aus Wein, dem reinen,
Blut des Herrn. Wir sind in Not:
Wer begreift's? Die schlicht es meinen,
Wie's der Glaube ihnen bot.

Großes Sakrament der Minne,
Vor dir beugen wir das Knie.
Aus dem alten Bund beginne
Eine neue Liturgie.
Durch die Dunkelheit der Sinne
Bricht des Glaubens Prophetie.

Gott, dem Vater, Gott, dem Sohne
Preis und Jubel, ungestillt!
Ehre ihnen, Macht und Krone,
Rufen wir, zu Dank gewillt,
Singet dem zu gleichem Lohne,
Der aus beiden liebend quillt.

Thomas von Aquin

Adoro te devote

In Demut, o verborgner Gott, anbet ich dich.
Unter diesen Zeichen truglos birgst du dich.
Meine Seele gibt sich ganz in deine Haft:
Möchte dich erschauen — ihr versagt die Kraft.

Augen, Hände, Zungen irren sich an dir;
Bleibt: das Wort zu hören; dem vertrauen wir,
Gläubig, was auch immer sprach Gott-Sohn; denn kein
Ding wird purer wahr als er, die Wahrheit, sein.

An dem Kreuz verhüllte sich die Gottheit nur,
Doch hier ist erloschen selbst des Menschen Spur.
Sei es! Ich vertraue beiden. Mein Gebet
Heischt, was jener Schächer reuig hat erfleht.

Seh ich nicht die Male, wie sie Thomas sah,
Zu dir, meinem Gotte, schwör ich dennoch: Ja!
Fester dir zu glauben, darin stärke mich,
Und auf dich zu bauen und zu lieben dich.

Wie des Herrentodes man in dir gedenkt,
Brot, das lebt und Menschen Lebensfülle schenkt,
Leite meine Seele, daß sie aus dir lebt
Und von deiner Süße immer neu erbebt.

Pelikan, Erbarmen, Jesu, Herre mein,
Mich Unlautren wasche mit dem Blute dein,
Dessen nur ein Tropfen wirkt, daß von der Welt,
Von der ganzen, alle Last der Sünde fällt.

Jesu, den mein Auge jetzt umwölkt nur kennt,
Einst gescheh', ich bitte, wie es in mir brennt:
Daß ich dich entwölkte Schönheit sehen mag
Und verklärt anstaune dich, den Glanz, den Tag.

Thomas von Aquin

Moderner Kirchenbau

HERBERT SCHADE SJ

Zu den großen Leistungen, die unsere Zeit bestimmen, gehört der moderne Kirchenbau. Schon die Zahl der Bauten ist bemerkenswert. So haben die evangelischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 mehr Kirchen erstellt als von der Reformation an bis zu diesem Krieg¹. Die katholische Kirche steht hinter diesen Leistungen nicht zurück. Allein im Erzbistum Köln hat man von 1945—1957 367 Kirchen und Kapellen wiederhergestellt oder neu gebaut². Diese Tatsachen zeigen eine Bautätigkeit, die sich mit dem frühen Mittelalter vergleichen läßt. Die „candida ecclesiarum vestis“ (das weiße Gewand der Kirchen) — von der Glaber am Anfang des 11. Jahrhunderts gesprochen hat — überzieht wieder das Land³.

Bedeutender als die Zahl der Bauten ist jedoch ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung und ihre Qualität. Der moderne Kirchenbau beansprucht Aufmerksamkeit. Man schaut die Architekturen an, diskutiert, lehnt sie ab oder begeistert sich für sie. Die Ursachen dieser Leistungen und Diskussionen sind vielschichtig. Zunächst hat der Kirchenbau sich alle Elemente einer neuen technischen Bauweise zu eigen gemacht: Beton-, Stahl-, Glas- und Skelettbau prägen sein Äußeres. Viele bisher nur materialistisch oder praktisch begriffenen Möglichkeiten des Baues finden hier eine religiöse Aufgabe.

Zu den technischen Mitteln treten die künstlerischen Errungenschaften der Moderne: Kubistische, abstrakte und selbst surrealistische Formen und Farben werden in diesen Architekturen plötzlich und nahezu selbstverständlich angewandt.

Diese Elemente, die vorwiegend dem Profanbereich entnommen scheinen,

¹ Richard Biedrzyński, *Kirchen unserer Zeit*, München 1958, 90.

² Willy Weyres, *Neue Kirchen im Erzbistum Köln 1945—1956*. Wilhelm Schlombs, *Einige Bemerkungen zum Kirchenbau im Erzbistum Köln*, in: *Das Münster*, Heft 1/2 1960, 1.

³ Migne PL CXLII col. 651: „Erat enim instar ac si mundus ipse, excutiendo semet, rejecta vetustate, passim candidam ecclesiarum vestem indueret.“